

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 268 (1995)

Artikel: "Luegid vo Berg und Tal..."
Autor: Amann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Luegid vo Berg und Tal...»

Ganz im Gegensatz zu den heutigen kurzlebigen Schlagern und Hits werden viele Volkslieder noch nach hundert und mehr Jahren gesungen. Eines davon ist ohne Zweifel das «Abendlied der Wehrliknaben», besser bekannt nach dessen erster Strophe als «Luegid vo Berg und Tal», das im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts entstand. Sein Schöpfer war Ferdinand Fürchtegott Huber.

Vor 200 Jahren, am 31. Oktober 1791 war er als neuntes Kind des Pfarrers an der St.-Laurenzen-Kirche und einer begabten Sängerin in St. Gallen geboren worden. Der berühmte Zürcher Johann Kaspar Lavater hatte das Amt des Taufpaten übernommen, und es entsprach dessen Wunsch, dem Knaben den zweiten Taufnamen Fürchtegott zu geben.

Nur drei Jahre alt, verlor Ferdinand seinen Vater, mit acht Jahren kam er als Pflegekind nach Westfalen und arbeitete als Hausbursche in einem Gasthof, in dem auch General Blücher, der spätere Feldmarschall, verkehrte. Diesem war er durch sein Singen so sympathisch geworden, dass er ihn auf Ausritten vor sich auf dem Pferde sitzen liess und ihn sogar adoptieren wollte. Diese Beziehung öffnete dem 16jährigen den Weg zum Stuttgarter Stadtmusikus Johann Georg Nanz, der ihn in der Stadtpfeiferei musikalisch schulte. Ferdinand wurde dann als Trompeter ins Königlich-Württembergische Hoforchester aufgenommen, doch kehrte er 1816 nach St. Gallen zurück.

Von seiner Vaterstadt aus bewarb er sich als Musiklehrer im «Fellenbergischen Erziehungsinstitut für Söhne höherer Stände» in Hofwil bei Bern. Da lernte er einen jungen Pädagogen und Doktoranden der Philosophie, Josef Anton Henne aus Sargans, kennen, der um 1823/24 als Deutsch- und Geschichtslehrer in Hofwil wirkte. Ihm verdanken wir den Text von «Luegid vo Berg und Tal», den er in Anlehnung an die Mundart seiner Zöglinge aufgeschrieben

hatte. In der ersten Fassung war die berndeutsche Färbung noch ausgeprägter als in der Form, wie wir sie heute kennen.

Zur gleichen Zeit wirkte im Fellenbergischen Institut auch der Lehrer und Schüler Heinrich Pestalozzis, der spätere thurgauische Seminardirektor Johann Jakob Wehrli. Er leitete in Hofwil eine «Kolonie für verwaiste Knaben». Für diese «Wehrliknaben» komponierte Ferdinand Huber das «Abendlied» das mit den Worten «Luegid vo Berg und Tal» beginnt. Er schrieb es als zweistimmige Fassung für Knabenchor, begleitet vom Bass des Lehrers.

In Hofwil war auch der Pfarrer und Lehrer



Ferdinand Fürchtegott Huber (1791–1863)



«Abendlied der Wehrliknaben, von Henne, komponiert von F. Huber» –
 «Luegid vo Berg und Tal»
 Handschrift von Ferdinand Fürchtegott Huber.

Gottlieb Jakob Kuhn tätig, Verfasser vieler volkstümlicher Gedichte, von denen Ferdinand Huber eine ganze Reihe vertonte. Die bekanntesten sind wohl «Herz, wohi zieht es di» und «Der Ustig wott cho». Das letztgenannte Lied widmete er dem grossen Klaviervirtuosen und Komponisten Franz Liszt, mit dem er sehr verbunden war. Viele der Huberschen Werke hatte Liszt paraphrasiert und liess ihn von Paris aus durch den Klavierlehrer der Tochter grüssen. Später, als sich die beiden in Zürich beim selben Klavierlehrer kennenlernten, schenkte ihm Liszt diese Phantasien und Variationen.

Auch Felix Mendelssohn-Bartholdi hat die ihm von Huber zugeeigneten Lieder mit zwei Briefen charmant gelobt: «Mit dem grössten Vergnügen habe ich Ihre Gesänge kennengelernt und mich recht in Ihre Berge und Wiesen und in Ihr ganz herrliches Land versetzt. ...»

In Hofwil machte sich Ferdinand Huber neben der romantischen Musik auch mit dem Sennenleben der Berner Oberländer und deren Musik vertraut. In Grindelwald gab er Alphornkurse, damit «dies schöne Nationalinstrument nicht ganz aus unsern Bergen und Tälern verschwände» – und dies in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts.

Nach neun Jahren im Bernbiet kehrte er nach St. Gallen zurück und übernahm 1824 eine Mu-

siklehrerstelle am Gymnasium, tauschte aber 1829 dieses Amt mit einer ähnlichen Stelle in Bern. Von 1832 an lebte Huber dauernd in St. Gallen, zuerst als Gesangslehrer an der Realschule und später als Musiklehrer am Lehrerseminar der Kanttonsschule.

Am 9. Januar 1863 starb Ferdinand Huber und wurde auf dem kleinen Friedhof von St. Leonhard beerdigt. Ein eigentümlicher, die Teilnehmer tief ergrei-

fender Zufall ereignete sich während des Trauergottesdienstes. Nach dem Gebet und dem Orgelspiel zog, mitten im Winter, ein «Senntum» mit hellem Glockengeläute und singenden, jauchzenden Sennen vorüber. Es war, als wollten sie den verstorbenen Schöpfer vieler volkstümlicher Melodien ehren, der, wie der Professor der Musikwissenschaft Karl Nef sagte, «von allen schweizerischen Komponisten die nationale Eigenart am stärksten zum Ausdruck gebracht hatte».

WUSSTEN SIE SCHON...

...dass unter den niedrigen Tieren die Festigkeit gegen Gifte weiter verbreitet ist als unter höher entwickelten Tieren, und manche Raupen sich von giftigen Pflanzen nähren und Schnecken Strychnindosen vertragen, die selbst für einen Menschen unbedingt tödlich wären?

...dass die Tapezierspinnen ihren Namen durchaus mit Recht tagen? Diese Erdweber graben Röhren in die Erde, tapezieren die Röhren mit einem ganz feinen Gespinst aus, legen Eier hinein und schliessen die Röhre dann wieder mit einem ganz dicht gewebten Deckel.